

Illustriertes Sonntags-Blatt

ZUR
Amtlichen Taunus-Zeitung.

Verlag von Ph. Kleinböhl in Königstein i. T.

1915. * Nr. 14

Ums Leben.

Roman von Franz Wichmann. (Nachdruck verboten.)

Das Haus hatte sich gefüllt. Im Parkett brandete es gleich Meereswogen unter erwachendem Sturm. Galonierte Diener liefen hin und her, Karten abnehmend, Zettel anbietend, Polstersitze klappten, Seidenkleider tauschten und zu den Rängen stieg eine duftige Wolke von Wohlgerüchen des Frühlings und Sommers empor.

Vermischt mit der schwülen Luft des Zuschauerraumes übte sie auf Vladimir Leidunow einen beläubenden Einfluß. Mit traumhaft sich verwirrenden Sinnen sah er auf das buntemwegte Treiben nieder, welches das gesellschaftliche Ereignis einer Opernerstaufführung jedesmal mit sich brachte.

Heute mußte er doch kommen, er, der den Glanz des Lebens liebte, heute, wo die ganze seine Welt sich einfand, um sich in den elegantesten Kleidern, den neuesten Moden zu zeigen!

Al der raffinierte Luxus vornehmer Lebenskunst erstrahlte da unten im bestirrenden Glanz von Perlen und Juwelen; leuchtende Farben erglühten und flossen ineinander, und in den Logen schimmerte es von berückender Frauenschönheit, von Spitzen umhaucht, von Seide umknistert, mit lachenden Augen, mit spielenden Fächern und flüsternden Lippen.

Vor seinen Blicken verschwamm all das zierliche Regnen blonder, brauner und schwarzer Köpfe, der dunkle Ernst der Herrenkleidung, die Farbenpracht der Kleider, das Durcheinander von fahlen Glazen, lippigen Bärten, duftigem Haaraufbau, das Grüßen und Winken schlanker weißer Hände, das Blendende anmutig entblößter Nacken und Schultern zu einem unklaren Etwas.

Ein einziges Bild nur, das vor seiner inneren Seele stand, blieb deutlich und verstärkte sich zu lebendigem Traumbilde.

Starr richteten sich seine seltsam glühenden Augen auf den seinem Sitz gegenüberliegenden Platz. Er war hell und leer.

In der nächsten Minute konnte

der Tod dort einziehen, das ganze Haus mit seinen Schreken erfüllen. Deutlich hörte er im Geiste das Schnellen des Abzugs, den kurzen scharfen Knall, wie von einem Peitschenhiebe, der dem Ausblitzen folgte, den Aufschrei, das Röcheln, die momentane Totenstille der Erstarrung.

Dann kreischen einige Damen voll Entsetzen auf, die Musik bricht jählings ab, der Sängerin erstirbt der Laut in der Kehle, der Vorhang fällt, und er selbst, ehe man ihn fassen kann, stürzt an die Brüstung vor, hebt triumphierend den Arm und donnert sein „Gerichtet!“ in die schreckensstarre Menge.

Eine Bewegung, die im Zuschauerraum entstand, machte seiner traumhaften Vorstellung ein plötzliches Ende. — War die Stunde da?

Unmerklich zitternd tastete Vladimir's Hand nach der Waffe.

Der Revolver war an dem gewohnten Plage. Ehe er ging, hatte er, wie immer, selbst die neuen Patronen in das Magazin geschoben.

Es konnte nicht fehlschlagen. Seine Hand war ja sicher, sein Auge scharf, sein Blut im entscheidenden Momente kalt. Monatelanges Üben hatte ihn dahin gebracht. Er traf die streichende Schwalbe im Zickzackfluge und die Schnittfläche einer Karte auf größere Entfernung als hier.

Nur um ein Scheibenschießen handelte es sich. In gerader Richtung gegenüber winkte das Ziel, die breite Brust des Verhassten.

„Marja“, murmelte er, als sollte dieser Name ihn gegen alles Kommende seien, und seine Blicke folgten mit fieberhafter Spannung den Dienern, die eben mit untertäniger Miene die Tür öffneten.

Enttäuschung malte sich auf dem Gesicht des jungen Russen. Es war nicht der Generalpräsekt.

Einer der Erzherzöge hatte seinen Balkonplatz betreten, und das Publikum, das den Kaiser oder Thronfolger erwartet haben mochte, wandte seine Aufmerksamkeit der Musik zu, die eben mit dem Vorspiel der „Rebelfee“ begann.

Vladimir konnte sich seinem Ärger nicht weiter hingeben. Ein Fremder, der eine Weile mit dem Theaterdiener geflüstert,



Zum hundertjährigen Geburtstag des Fürsten v. Bismarck (1. April).
(Mit Text.)

hatte den bisher neben ihm leer gebliebenen Sitz eingenommen und sprach ihn mit gedämpfter Stimme an.

„Hätten Sie wohl die Güte, mein Herr —“

Verwundert, doch ohne zu erschrecken, wandte Leidunow sich um und betrachtete das ihm unbekannte Gesicht mit dem starken Schnurrbart über den aufgeworfenen Lippen, der leicht gebogene Nase und den grauen, ins Grünliche schillernden Augen.

„Womit kann ich dienen?“ fragte er kühl.

„Wenn Sie die Gefälligkeit haben wollten, mir für einige Minuten Gehör zu schenken.“

„Aber jetzt,“ zögerte Wladimir, da der Fremde sich wieder erheben wollte, — „jetzt, wo die Vorstellung jeden Augenblick —“

Der andere ließ ihn in seiner nervösen Ungebuld nicht ausreden.

„Es ist nur eine Kleinigkeit; die Sache duldet keinen Aufschub.“

„Also bitte —“

„Im Vorraum, wenn es beliebt.“

Im selben Augenblicke hob sich der Vorhang, und Wladimir wandte sich mit sichtbarem Unwillen ab. „Nach dem ersten Akte denn. Wir können unmöglich jetzt föhren.“

Der Fremde fügte sich, aber Leidunow ergriff eine vorher nicht gekannte Unruhe. Warum glitten die Augen des Nebensitzenden immer wieder nach der anderen Seite, warum schenkte er dem Spiele so wenig Aufmerksamkeit? Konnte er seine Gedanken erraten oder galten seine Blicke vielleicht dem Nachbarplatze, hatten es ihm die prachtvollen dunklen Augensterne der dort sich leicht auf die Brüstung lehrenden jungen Dame angetan?

Fast jeden Abend, so oft er in finsterner Erwartung seinen abonnierten Platz im ersten Range eingenommen, hatte Wladimir auch das schöne Gegenüber gesehen.

Aber der schlanken, zierlich gerundeten Figur erhob sich ein königlich stolzer Kopf mit einem Gesichte von feinstem Oval und durchsichtig blasser Gesichtsfarbe. Kastanienbraunes Haar bekränzte die hohe, weiße Stirn, unter der ein paar große, fast schwarze Augen lagen, und ein reizend geformter Mund mit weich geschwungenen Lippen ließ zwei Reihen schneeeiger Zähne hervorleuchten.

Eine ältere, bürgerlich aussehende und schon ergraute Dame befand sich bisweilen in ihrer Begleitung, immer aber ein jüngerer, etwas fäulterhaft gekleideter Herr mit bartlosem, ziemlich nichtsagendem Gesichte, kurzgeschnittenem, flachblondem Haar, stumpfer Nase und wasserblauen Augen, der seinem ganzen, vertraulichen Benehmen nach ein naher Verwandter, wenn nicht der Verlobte des schönen Mädchens zu sein schien.

Hätte Marijas Bild und der Voratz, sie zu rächen, nicht die ganze Seele des jungen Russen erfüllt, so würde er zweifellos der unbekannten Nachbarin, deren Augen oft verstohlen den seinen begegneten, mehr Beachtung geschenkt haben.

Auch jetzt richtete sich seine ganze Aufmerksamkeit auf einen anderen Punkt. Aber er sah sich wieder enttäuscht. Die Hoffnung, die er gerade auf diesen Abend gesetzt, sollte sich nicht erfüllen. Wohl hatten sich verspätet noch einige Herren, dem Anschein nach Landsleute, eingefunden, — der Erwartete war nicht darunter.

Durch Färben des Haares und verändert zugestutzten Bart hatte sich Wladimir das Aussehen eines Franzosen verliehen. Die französische Sprache beherrschte er so gewandt wie das Deutsche, aber doch war ihm die Anwesenheit von Russen nicht angenehm. Von ihnen weggehend, wandten sich deshalb auch seine Blicke wiederholt von der Bühne ab und dem drüben angrenzenden Sitzplatze zu.

Das schöne Mädchen saß dort in weißbrotatenem, silberdurchwirktem Kleide, von dem sich die entblößten Schultern in mattem Rosa abhoben, unmittelbar an der Brüstung, und von Zeit zu Zeit spielte sie mit dem Spitzfächer, der auf der befranst, samtenen Bekleidung derselben auflag.

Ja, schöner, viel schöner als Marija war sie — sagte sich Wladimir in Gedanken, indem er ihre Erscheinung heute aufmerksamer als sonst ins Auge faßte.

Aber wäre sie wohl auch in stande gewesen, ihr junges, an Hoffnungen reiches, glückersehndes Leben für die Freunde zu opfern? Nein, das hatte nur eine tun können, und sie war noch ungerächt! — Wie lange noch?

Einmal, während seines längeren Urlaubs, den der Generalpräfekt, der verhasste Leiter der gefürchteten dritten Abteilung, hier verbrachte, würde seine Stunde schon schlagen. Was in Petersburg unausführbar schien, in Wien mußte es gelingen. Mit heiligem Schwure hatte er sich's beim Anblick der toten Marija gelobt. Wie ein über schuldbewußten Gedanken ertappter Verbrecher fuhr er beim leisen Klang der Stimme neben ihm zusammen.

„Wenn es beliebt, mein Herr —“

Jetzt erst kam es ihm zum Bewußtsein, daß der Vorhang gefallen, die Pause nach dem ersten Akte eingetreten war.

Ohne Zögern erhob er sich und ließ den Fremden als erster in den anstoßenden Korridor treten. Schweigend erreichten sie den in einem Lichtermeer erstrahenden Vorraum.

Hier blieb sein Begleiter stehen.

„Es ist eine Gefälligkeit, um die ich Sie zu bitten habe.“

„Welche?“ fragte Wladimir kurz.

„Ihren bisherigen Platz mit einem andern zu vertauschen.“

Trotz seiner Selbstbeherrschung zuckte Leidunow zusammen. Was konnte der seltsame Vorschlag anderes bedeuten, als daß man sein Vorhaben erraten.

Offenbar befand er sich einem Geheimpolizisten gegenüber und nur äußerste Besonnenheit konnte ihn retten. Blistschnell überlegte er. Der geringste Anschein von Furcht mußte den Verdacht verstärken.

„Ich verstehe Sie nicht. Mein Platz ist abonniert.“

„Aber das würde doch nicht ausschließen, ihn mit einem andern ebenfalls bestellten zu wechseln. Zum Beispiel mit dem meinen, der genau so gut ist, wie der Ihre, nur daß er sich links, statt rechts von der Bühne befindet.“

Wladimirs Argwohn wurde plötzlich Gewißheit. Man hatte ihn durchschaut, zum mindesten Verdacht auf ihn und wollte ihn von dem Platze gegenüber der Fremdenstube entfernen.

So schnell ihm diese Überzeugung kam, so schnell wußte er auch, wie er zu handeln hatte.

„Mein Herr, bevor ich nicht weiß, mit wem ich die Ehre habe —“

„Ernst Escher, Chemiker“, verbeugte sich der Gefragte.

„Ingenieur Leidunow. — Aber ich muß Ihnen bemerken, daß ich Ihr Ansinnen sehr sonderbar finde.“

„Es ist nicht das meine.“

„Dann muß ich sagen, daß ich Sie noch weniger verstehe —“

„Ich komme im Auftrag meines Freundes Otto Buchner zu Ihnen.“

„Sehr angenehm,“ entgegnete Wladimir in spöttischem Troke, „aber ich habe nicht das Vergnügen, den Herrn besser zu kennen als Sie —“

„Er ist der Sohn des reichsten Seidenfabrikanten am Zürichersee —“

„So, so —, und der Herr konnte nicht selber kommen?“

„Er konnte die Dame, die sich unter seinem Schutze befindet, nicht allein lassen. Darum ersuchte er mich —“

„Und Sie glauben daß ich diesen wunderlichen Wunsch erfüllen werde?“ Das merkwürdige Ansinnen bestärkte nur seinen Verdacht. Es schien ebenso erdichtet wie die Namen.

Eine Pause trat ein. Denn der verdächtige Chemiker zögerte mit der Antwort auf eine Frage, die er nicht erwartet zu haben schien.

„Ich denke, daß Sie diesen Wunsch doch ohne weiteres erfüllen könnten —“ meinte er endlich mit offenbar gut gespielter Verlegenheit.

„Und ich denke, daß ich nicht den geringsten Grund habe, einem mir gänzlich Unbekannten in dieser Weise gefällig zu sein.“

„Mein Freund würde das ungezogen finden.“

„Hat er Sie beauftragt, mir das zu sagen?“

„Natwohl.“

„Dann haben Sie die Güte, ihm auch meine Antwort zu übermitteln.“

„Und welche?“

„Daß ich die Zumutung des Herrn Buchner eines dummen Jungen würdig finde.“

„Herr —!“

„Bitte, meine Worte waren nicht für Sie bestimmt“, entgegnete Wladimir kalt. Mit förmlicher Verbeugung stand er im Begriffe, den Vorraum zu verlassen.

Ernst Escher aber hielt ihn zurück, indem er in gleich kühlem Tone sagte: „Für diesen Fall habe ich den Auftrag, Genugthuung zu fordern.“

„Sie bringen mir eine Herausforderung?“

„Im Namen meines Freundes, ja. Er wird seine Ehre gegen jede dreiste Beleidigung zu verteidigen wissen. Wann dürfen seine Zeugen die Ihren behufs näherer Vereinbarung treffen?“

Jetzt war es Wladimir, der verlegen wurde. „Es wäre mir lieb, die Sache so rasch als möglich zum Austrag zu bringen. Aber da ich in Wien gänzlich fremd bin —“

Der Chemiker fiel ihm ins Wort: „Wenn ich mich Ihnen zur Verfügung stellen und morgen einen Freund als zweiten Zeugen mitbringen darf —“

„Sie sind sehr liebenswürdig.“

„Alsdann könnten wir gleich die Bedingungen —“

„Scharfe Säbel ohne Binden und Bandagen“, unterbrach ihn Wladimir rasch.

„Nicht Pistolen?“

Der Russe triumphierte. Die Enttäuschung des anderen war ihm nicht entgangen. Man hatte sich also nur über seine Gewandtheit im Pistolenschießen vergewissern wollen. „Der Platz?“ fragte er.

„Die Donauinsel Lobau. Am Eingang des kaiserlichen Jagd-geheges. Morgens sieben Uhr.“

„Gut.“
 „Darf ich Sie in Ihrer Wohnung abholen?“
 Leidunow, der eine Fasse witterte, wich, ohne das Haus zu nennen, aus. „Ich denke, es wird genügen, wenn wir uns zum betreffenden Schiffe am Dampfbootlandeplatz einfinden.“

„Ganz einverstanden.“
 Das schrill ertönde Klingelzeichen, das den Beginn des zweiten Aktes ankündete, machte der Unterhaltung ein Ende.

Aber Wladimir eilte es nicht, an seinen Platz zurückzukehren. Die Zweifel der Ungewißheit, die Anspannung aller Sinne, um kaltes Blut zu bewahren, hatten seine Nerven derart angegriffen, daß er unbedingt eines Beruhigungsmittels bedurfte. So trat er an den Erfrischungsraum und ließ sich eine Portion Eis geben.

Die Schale mit dem gelben, nach Vanille duftenden Gefrorenen in der Hand, trat er an die Garderobe des ersten Ranges. Die Garderobefrau kannte er gut. Als fast täglicher Theaterbesucher hatte er schon öfter einige Worte mit ihr gewechselt.

„Haben's das Zeichen verpaßt, gnädiger Herr?“ nahm die Alte, den Roman, der ihren Zeitvertreib bildete, beiseite schiebend, das Wort. Jetzt wird niemand mehr hineingelassen.“

„Weiß schon. Der Herr, der eben bei Ihnen als letzter vorüberging, hielt mich auf. Kennen Sie ihn vielleicht?“

Die Frau sann nach. „Kann ich nit sagen, Herr.“

„Sie kennen wohl nur wenige Theaterbesucher?“

„Wenn sie nicht täglich kommen —“

„Freilich. — Aber die junge Dame meinem Platz gegenüber kennen Sie?“

„Die in der Loge?“

Leidunow nickte. „Die mit dem braunen Haar und den schwarzen Augen. Sie ist sehr schön.“

Die Garderobefrau verstand. Ein beinahe bedauerndes Lächeln glitt über ihre runzeligen Züge.

„Das Fräulein Genetius meinen's? Aber die ist schon verlobt.“

„Mit dem Herrn in der Loge wohl?“

Wissen Sie seinen Namen?

Die Alte zuckte die Achseln. „Könnte ich nit dienen.“

„Und die alte Dame wird ihre Mutter sein?“ setzte Wladimir seine Fragen fort.

„Eltern hat das Fräulein nicht mehr, sie ist Waise. Bei einem Onkel, der ihr Vormund ist, soll sie wohnen.“

„Der hat sie aber wohl noch nie ins Theater begleitet?“

„Wird halt keine Zeit haben.“

Gern hätte Wladimir noch weiter gefragt, aber die letzte Pause hatte begonnen und die in den Erfrischungsraum hereinstürmenden Zuschauer drängten ihn von der Garderobe ab.

Auf seinen Platz zurückgekehrt, kam es ihm plötzlich vor, als wüßten Hunderte im Theater um sein Vorhaben, als richteten alle diese Augen sich forschend auf ihn, um die Geheimnisse seines Innern zu ergründen.

Und wirklich, — das war keine Täuschung. In dem Blicke, der eben von der schönen Logennachbarin wieder zu ihm herüberglitt, lag etwas wie bange Frage, wie angstvolle Besorgnis.

Doch im nächsten Augenblicke schon mußte er wieder über seine törichte Einbildung lächeln. Er wußte ja jetzt, wer sie war. Was konnte dieses Fräulein Genetius, zweifellos eine gute Wienerin, die bei irgendeinem harmlosen Onkel lebte, mit seinen Feinden und Verfolgern zu schaffen haben!

Sein Auge streifte die nächste gegenüberliegende Loge und er fuhr leicht zusammen. Dort saß ja der angebliche Chemiker mit den grünlichen Augen und dem starken Schnurrbart über den aufgeworfenen Lippen — und flüsterte angelegentlich mit einem elegant gekleideten Herrn, dessen ihm zugewandtes Profil nur eine kleine, schmale Nase und einen dünnen Spitzbart erkennen ließ.

War das der rätselhafte Herausforderer, mit dem er Beleidigungen gewechselt, ohne ihn zu kennen, und dem er morgen mit der Waffe gegenüberzutreten sollte? In der Tat, wenn er dessen Platz mit dem seinen vertauschte, so war das Leben des Generalpräfecten gesichert, denn von dort aus waren die in der Fremdenloge Sitzenden für jeden Attentäter unerschreibbar.

Wladimir wartete das zögernde Beifallklatschen, das mehr den Darstellern als der Oper zu gelten schien und der „Rebelle“ nur einen Achtungserfolg sicherte, nicht ab. Sobald der Vorhang gefallen, entfernte er sich und eilte geradeswegs seiner Wohnung zu.

(Fortsetzung folgt.)

Eine junge Frau stand am Fenster des gemütlichen Wohnzimmers und blickte hinaus auf den großen, rings von Gebäuden eingeschlossenen Gutshof. Auf der rechten Seite sah man die roten Dächer der Scheunen, links bauten sich die Ställe auf. Dahinter erschien der lange Finger des Brennerischornsteins, während vor der Rampe des langgestreckten Gutshauses ein von uralten Bäumen umstandener Rasenrondel sich ausbreitete, auf dem ein schön weiß und schwarz geflecktes Huhn sich auf verbotenen Wegen erging. Lux, der langhaarige Schäferhund, ein fluges Tier, der als Hospolizist unschätzbare Dienste leistete, saß aber vor seiner Hütte lag, erhob darüber ein wütendes Gefläß. Selbstverständlich ärgerte er sich über die Mißachtung hergebrachter Ordnungen. In der großen Linde lärmten und zankten die Späßen, und drüben über den schmalen Weg trippelte grazios eine kleine Haubenlerche.



BLEME.

In die großen Augen der jungen Frau trat ein stiller Glanz! Wie liebte sie das Bild, das sich vor ihr aufbaute. Hier war ihre Heimat, hier war sie aufgewachsen, bewahrt und behütet von der Gutsherrin, einer gütigen, lieben Frau, die sie, als Kind einer Freundin, das wenige Monate nach der Geburt Vater und Mutter verloren, bei sich aufgenommen und ihr die Rechte einer Tochter eingeräumt hatte, noch ehe sie dies in Wirklichkeit wurde! Ein leises, schmerzliches Lächeln zuckte um Anne-Maries Lippen. Ihre Augen spähten in die Weite. Dort in der Ferne, hinter der Breite der Felder, in deren Furchen die ersten Spitzen der grünen Saat neugierig die Köpfe reckten, stand, sich scharf gegen den Himmel hebend, die Silhouette eines großen Forstes.

Ach, dort kannte sie Weg und Steg, hatte als Kind Pilze und Beeren darin gesammelt, und als heranwachsendes Mädchen war sie auf dem schmalen Stege zur Eisenbahnstation gewandert, um Willi abzuholen! Willi, ihren Spielfameraden und Pflegebruder. Und als sie einst — es war auch just zur Osterzeit — den jungen Doktor abgeholt, da hatte er die große, entscheidende Frage getan: ob sie sein Weib werden wollte? Jubelnd und selig hatte sie damals „Ja“ gesagt. Wie lange war das her? Ein Festheiligabend vor Ostern war das gewesen. Und heute? Nun, heute stand Ostern vor der Tür und somit lag der Tag drei Jahre zurück. Drei Jahre! So lange schon! Erstaunt und verwundert über die Flüchtigkeit der Zeit schüttelte Anne-Marie den blonden Kopf. Ach, wie anders war alles gekommen, als sie gehofft und gedacht hatte, damals, als sie in Wirtshaus und Schleier an Seite des Geliebten vor dem Altar der Dorfkirche stand und der Pastor ihre Hände ineinander legte! Bereits nach den ersten Monaten war, bedingt durch die Verschiedenheit der Charaktere, eine gewisse Spannung zwischen den Gatten eingetreten. Der Chemiker, der trotz seiner Anfängerschaft eine große Praxis besaß, die er seiner außerordentlichen Tüchtigkeit verdankte, ward derartig von seinem Berufe in Anspruch genommen, daß er völlig in ihm aufging.

Kam er nach Stunden anstrengender Tätigkeit nach Hause zurück, oft physisch und seelisch erschöpft, suchte er Erholung und Ruhe. Anne-Marie aber, das junge, frohe Ding, die in dem großen, lebhaften Landhaushalt aufgewachsen war, und nun in den kleinen einer Stadt verpflanzt wurde, fühlte sich oft bedrückt durch die Stille.

Wie viel Stunden des Tages war sie allein, ganz allein! Und kehrte der Gatte heim, und flog sie ihm jubelnd entgegen, so schloß er sie wohl liebevoll ans Herz, aber auf ihren Plauderton ging er nicht ein. Er blieb still und wortkarg. Und wenn sie fragte und um Erkundigungen bat, hieß es: „Kind — ein schwerer Fall. Ich weiß nicht, ob ich den Mann durchbringen werde. Und er ist der Vater von fünf Kindern. Bedenke, welche furchtbare Verantwortung auf mir lastet.“

Und dann hatte sie den Liebsten mit ihren weichen Armen umschlungen und halb neckisch und doch halb ernsthaft gefragt: „Für all deine Kranten fühlst du, für alle sorgst du, ich glaube, dabei vergißt du zuweilen ganz und gar, daß du eine Frau hast, für die du doch auch Pflichten übernommen hast. Ich komme bei dir erst in zweiter Linie.“

Auf diese Worte hatte er sie nur vorwurfsvoll angesehen: „Kind, das ist ein schlimmer Vorwurf, den ich nicht verdiene“, erwiderte er. „Und du sollst mich mit solchen Worten nicht tranken. Denke immer daran, daß es leichter ist, Wunden zu schlagen, als solche zu heilen. Das wissen wir Ärzte! Und nun komm, sei gut. Ich muß heute abend noch einen Krankenbesuch machen.“

„Siehst du, daß ich recht hatte, wenn ich behauptete, daß ich bei dir in zweiter Linie komme?“ hatte sie erwidert.

Und wie war es dann geworden? Statt sich fester aneinander anzuschließen, hatte die Entfremdung zwischen dem Ehepaare zugenommen. Kleine Mißverständnisse erzeugten oft eine gewisse

Hand schwenkte er ein Blatt Papier. „Der Würfel ist gefallen“, rief er, „Majestät hat die Mobilmachung des Heeres befohlen. Es wird Ernst, Anne-Marie! Der Krieg ist da —“

Sie griff sich mit beiden Händen an den Kopf, sie meinte sich verhört zu haben. „Der Krieg ist erklärt!“ stammelte sie mit verlagender Stimme. Und du —

„Ich gehe mit!“ rief er. „Ich gehöre zum X. Armeekorps, und muß mich morgen in A. bei meinem Regimente melden. Ich packe jetzt, morgen früh muß ich Abschied nehmen. Hörst du, Anne-Marie,“ fuhr er fort, als draußen von der Straße her helle Klänge kamen, „das ist die Wacht am Rhein. Deutschland steht auf!“

Ostern.

Es geht ein Raunen und ein Weben
Durchs Dämmerblau der Osternacht,
Des Bergwalds graue Riesen heben
Ihr Haupt, von langem Schlaf erwacht.

Und alte, frohe Botschaft tragen
Nachtwind und Wolken übers Land,
Die Botschaft von den Sonnentagen
Aus eines neuen Lenzes Hand.

Es lüftet Schleier sich um Schleier
Vom Antlitz der verjüngten Welt,
Des Windes Atem flutet freier
Belebend übers weite Feld.

Im heil'gen Frührot dampft die Scholle,
Hell klingt der ersten Lerche Schlag,
Dem Ost entsteigt der gnadenvolle,
Geheimnisreiche Ostertag.

Adelheid Stier.

Spannung. Die junge Frau machte dem Gatten Vorwürfe, auf die er gereizt antwortete, so daß sie in Tränen ausbrach.

Seit dieser Zeit ging jeder der Gatten seinen eigenen Weg. Er verlangte nichts von ihr — sie beklagte sich nicht mehr. Mitten in diese schwüle Stimmung kam der Krieg. Für Anne-Marie erfolgte sein Ausbruch völlig überraschend.

Sie hatte die Zeitungen ein paar Tage nicht gelesen, weil sie in Reisevorbereitungen steckte. Sie wollte sich mit einer Freundin, die vorausgereist war, und deren Bruder in einem Seebad treffen. Da kam am Abend des ersten August der Mobilmachungsbefehl.

Ihr Gatte, der seit Monaten nicht mehr die Schwelle ihres Zimmers betreten, stürzte herein. Er war rot, atemlos. In der

Sie hatte das Fenster aufgerissen und auf die Klänge gelauscht und als sie sich nach ihm umsah, war er gegangen ...

Sie aber packte ihre Sachen in die Kleiderschränke ein — sie reiste nicht ...

Und dann kam eine furchtbare Unruhe über sie. Sie wanderte durch die Wohnung. Still, leer und öde erschienen die Räume. Aber ihr aber hing es wie eine schwere, schwere Last. Sie spürte die Größe der Zeit, aber sie fühlte auch ihren Ernst, ihren furchtbaren Ernst! Wie unfassbar erschien es ihr, daß sie von diesem Ereignis so völlig überrascht werden konnte! So völlig!

Da ging sie in das Zimmer ihres Gatten, der mit seinem Roffer beschäftigt war. „Kann ich dir helfen?“ fragte sie.

Verwundert sah er sie an, dann schüttelte er den Kopf. „Ich pade die Sachen am besten selbst,“ sagte er, und fuhr fort: „An



Wolfsgruben auf dem serbischen Kriegsschauplatz.

meine Mutter habe ich ein Telegramm geschickt. Vielleicht macht sie es möglich, zu kommen, damit ich



Gräfin Törring-Jettenbach, die Schwägerin des bayerischen Thronfolgers, erhielt für ihre Liebestätigkeit im Kriege das Eisene Kreuz.

alles. Ich schreibe ihr, sobald ich kann.“

Er zog ihre Hand flüchtig an seine Lippen, dann war er gegangen.

Einige Stunden später war Willis Mutter eingetroffen. Da die Eisenbahnzüge, in den Tagen der Mobilmachung Verspätung hatten, hatte sie den Anschluß nicht mehr erreicht. Sie kam zu spät, um von dem einzigen Sohn noch Abschied nehmen zu können. Sie rieb sich die Augen und blickte Anne-Marie ins Gesicht. „Was wirst du jetzt beginnen, mein Kind?“

„Ich — ich weiß nicht“, rief die junge Frau. „Aber ich will in dem Kampfe, der jetzt einsetzt, nicht untätig beiseite stehen. Helfen will auch ich.“

Die alte Frau, die so gütig und doch so energisch war, hatte mit dem Kopfe genickt. „Komm zu mir, Anne-Marie,“ sagte sie, „auch

ich habe leider keine Zeit mehr, zu ihr nach Belgien zu fahren.“

Es wurde Abend, es wurde Nacht. Anne-Marie fand keinen Schlaf. Sie dachte und dachte.

Der Morgen brach an, dann kam der Abschied.

Willi, der bereits seine feldgraue Uniform angelegt hatte, stand vor ihr. Er reichte ihr die Hand.

„Lebe wohl, Anne-Marie,“ sagte er. „Ich weiß, daß du dich an meiner Seite nicht wohl gefühlt hast. Mein Fortgang gibt dir Freiheit. Vielleicht für immer — wer will das wissen? Lebe wohl! Grüße meine Mutter tausendmal von mir und erkläre ihr

in Belgien sind die Männer im Felde und die Frauen für sich. Hilf mir, der Not zu wehren. Ich bin alt. Du jung! Deine frische Kraft wird mir gut tun. Komm, Kind! Dann wird es sein wie in alten Zeiten. Glaube mir, das ist das Beste für dich — und für ihn!“

Für ihn! Anne-Maries Lippen zuckten bei diesem Ausdruck. Ob die Mutter wohl ahnte, was ihr Sohn in letzter Stunde gesagt hatte? Ob sie wußte um den Schatten, der seit Monaten zwischen dem jungen

Baare stand? Frau Egloffstein neigte das Haupt mit dem silberglänzenden Scheitel.

„Anne-Marie,“ sagte sie herzlich — „mein liebes Kind, wir beide gehören zusammen, wir bängen um das Leben des Menschen, der uns beiden am nächsten auf der Welt steht. Ich — um mein Kind, — du um den Gatten.“

Da hatte sie ihr Gesicht an die Schulter der alten glütigen Frau gelegt und war in herzbrechendes Schluchzen ausgebrochen, bis die alte von blauen Adern durchfurchte Hand wie einst in der Zeit, da sie noch ein kleines Kind war, tröstend über ihr Gesicht gestrichen hatte.

„Weine nicht, Liebling, sei nicht so verzagt“, bat sie. „Unser Gott lebt noch — er erhört die Gebete deutscher Mütter und Frauen! Willi wird uns erhalten bleiben. Das Gefühl froher Zuversicht lebt fest in unserm Herzen. Und sollte es dennoch



Korporal Stefan Baghobazly. (Mit Text.)



Vor einem flandrischen Lazarett: Ein geheilt zur Front zurückkehrender Verwundeter verabschiedet sich von seiner Pflegerin. Cop. Vereenigde Fotobureaux.

anders kommen, sollte mein Herzblatt als Opfer fürs Vaterland gefordert werden — so, nun siehst du, ich kenne ein altes Lied, das viel gesungen und gesprochen worden und das noch viel öfter unbewußt gefühlt worden ist. Weißt du, wie es lautet?"

Und als Anne-Marie wortlos den Kopf geschüttelt, hatte sie die Verse gesprochen:

Es ist bestimmt in Gottes Rat,
Dass man vom Liebsten, was man hat,
Muß scheiden!
Wiewohl doch nichts im Lauf der Welt
Dem Herzen, ach, so sauer fällt,
Als scheiden, ja scheiden!"

Und Anne-Marie hatte die feinen alten Hände geküßt, die in einem langen Leben so viel Liebe gaben, die auch jetzt, trotz aller Arbeit, die sie geleistet hatten, noch immer bereit waren, aus dem unergündlichen Born zu schöpfen.

"Du hast recht, Mutter", sagte sie. "Ich komme zu dir, da du mich haben willst und ich — komme gern."

So war die junge Frau bei Beginn des Krieges, in dem heißen Augustmond, der dem Vaterlande so viele wichtige Gedenktage brachte, in ihre Heimat übergesiedelt. Sie fand Arbeit in Hülle und Fülle. Frau Egloffstein hatte recht, als sie behauptet hatte: "Der Kampf, der sich draußen an den Fronten abspielt, findet Widerhall in den Hütten der Armen. In den Häusern, wo der Mann, Vater, Sohn oder auch der Bruder im Felde steht, war es den Zurückgebliebenen oft schwer, den Kampf ums Dasein aufzunehmen, dem Leben mit seinen täglichen, kleinen Sorgen gerecht zu werden. Auch zu trösten galt es, Weinende aufzurichten."

Und doch, bei allem Schweren, was dieser Winter brachte, die junge Frau fühlte trotzdem, daß der Aufenthalt ihr gut getan habe. Zuweilen erschien es ihr, als sei sie von einer schweren Last erlöst, als habe eine sanfte Hand die Wirren und Stürme der letzten Jahre aus ihrem Lebensbuche gestrichen, und als sei sie nun wieder die, die sie einst vorher gewesen, wieder ein Mensch, der in ruhiger Sicherheit seinen Weg geht, der den festen Halt in sich selbst fühlt, weil er die Kraft dazu in dem Frieden des Hauses findet.

Mit Gefühlen, halb der Trauer, halb des Bornees dachte sie zurück an die schlimmen Szenen ihrer Ehe. Und dann fragte sie sich: "Warum hatte sie sich das Leben, das sie doch als Geschenk erhalten, so schwer gestaltet, warum sich so unwert der Güte gezeigt, mit der sein Geber sie bedacht hatte? Die Mutter schien die inneren Kämpfe der Tochter nicht zu bemerken. Oder wollte sie diese nur nicht beachten?"

Willi schrieb, so oft er konnte und auch meist ausführlich. Er hatte viel, unendlich viel zu tun. Daher war es nicht auffallend, daß seine Briefe an beide Frauen zugleich gerichtet waren und fast immer die Aufschrift trugen: "Meine Lieben! Ich wünschte, ich könnte mich verdoppeln oder am liebsten verzehnfachen", schrieb er neulich. "Seitdem ich die Feuertaupe empfangen, habe ich jede Spur von Furcht verloren. Diese ist meist Nervensache. Ich bin nicht unvorsichtig, nein, aber ich habe das Gefühl, daß, falls es mir bestimmt sein sollte, durch eine Kugel zu fallen, mich dieses Geschoss ebenso gut von einem Hinterhalt aus erreichen könnte. Ich wage mich jetzt ziemlich weit in die Schlachtlinie hinein, weiß ich doch aus Erfahrung, wieviel gute deutsche Jungen sich auf dem Felde einfach verbluten, die gerettet werden können, sobald die Wunden zu rechter Zeit verbunden würden. Ich bin so froh und glücklich, über jedes Leben, das ich dem Würgengel entreiße. Mir fällt dann stets das Gedicht ein, das Freiligrath seinem Sohne gewidmet hat und das den schönen Vers enthält:

"Nichts brennt der Kampf aufs Messer,
Da lern zu dieser Frist,
Daß Wunden heilen besser
Als Wunden schlagen ist."

Und doch habe ich neulich das Eiserne Kreuz erhalten und bin über diese Anerkennung persönlicher Tapferkeit ebenso erfreut, wie ein junger Feldsoldat."

Die Stimme der alten Frau hatte gezittert, als sie die Worte las.

"Er ist mein tapferer, guter Junge", sagte sie. "Ich bin stolz auf ihn, trotzdem ich fühle, daß sich die Angst um ihn steigern wird", fügte sie hinzu. "Nicht wahr, Anne-Marie, du denkst wie ich?"

Die roten Lippen der jungen Frau aber hatten bei dieser Frage selbstsam gezuht. Was sollte sie darauf erwidern? War es nicht ihre Pflicht, der Mutter endlich einmal zu gestehen, daß sie und Willi seelisch nicht mehr zusammengehörten, daß sie beide eine Trennung der Ehe erstrebten?

Schuldete sie der Mutter, die so viel für sie getan, nicht Offenheit?

Frau Egloffstein hatte den Brief von neuem in die Hand genommen und den Schluß vorgelesen. Der lautete also:

"Noch eins, meine Lieben: Ich kann Euch nicht sagen, wie sehr ich mich nach den furchtbaren Bildern, die Auge und Herz in den letzten Monaten in sich aufgenommen haben, wieder einmal nach freundlichen Eindrücken sehne. In den kurzen Stunden

der Ruhe träume ich von einem Paradiese, das Welken heist und das ich gern, auch so schrecklich gern, einmal wiedersehen möchte. Freilich, jetzt muß sich meine Sehnsucht noch etwas gedulden. Aber vielleicht, vielleicht, daß doch in absehbarer Zeit mein Traum in Erfüllung geht. Und dann, dann komme ich! Ach, allein schon der Gedanke, diesem Gebiete des Schreckens und des Grauens entfliehen zu können, und Wohnstätten zu sehen, deren Einwohner ihrem friedlichen Gewerbe nachgehen können, ohne in Angst und Unruhe auf die ehernen Stimmen der Kanonen zu lauschen — der Gedanke ist so herrlich, daß — meine Augen — nein, das will ich lieber nicht sagen — das paßt sich nicht für einen Ritter des Eisernen Kreuzes."

Frau Egloffstein aber hatte gelächelt und gesagt: "Ich glaube, Willi hat Sehnsucht nach dir, vielleicht kann er sich zum nahen Osterfest ein paar Tage Urlaub geben lassen. Eine Erholung wird ihm sicher dringend nötig sein. Ein Sohn unseres Pastors, Kurt, der Mediziner, weißt du, weißt seit ungefähr acht Tagen bei den Eltern. Und was dem einen recht, sollte doch dem andern billig sein", schloß sie ihre Rede.

Und Anne-Marie? Rot, glühend rot war sie geworden, als die Mutter von der Sehnsucht sprach, mit der sie den Vatten erwartete.

Seit dem Tage aber, an dem sie den Brief erhalten, war es um ihre Ruhe geschehen. Unaufhörlich beschäftigten sich ihre Gedanken mit der Möglichkeit von Willis Heimkehr. Hatte er in der Tat, wie seine Mutter meinte, eine Erholung nötig? Dann würde er Urlaub nehmen! Und dann würde er kommen? Etwa zum Fest, zum Osterfest, das er, wie sie wußte, stets mit besonderer Vorliebe in Welken verlebt hatte? Und wie würde sich ihr Zusammentreffen gestalten?

Aber den Hof ging der alte Briefträger, ihr besonderer Freund. Als er die junge Frau am Fenster sah, schüttelte er den Kopf, er wollte ihr sagen, daß er in seiner Posttasche keinen Brief für sie besaß. In seinen Augen aber lag ein freundliches Zittern...

Die junge Frau ging hinunter in die Gutsküche, wo die immer tätige Ramsell beschäftigt war, Eier zu kochen und sie schön rot oder gelb zu färben. Ein großer Korb weißer stand noch, ihrer Arbeit harrend, auf der Holzplatte des Tisches. Sie hantierte kühn und selbstbewußt wie ein General mit dem Löffel. Ihre rundliche Hand wies auf die gefärbte Bracht. "Ein sündhafter Luxus", sagte sie zu Anne-Marie gewandt. "Jetzt zur Kriegszeit können die Kinder auch mal ohne Ostereier auskommen, das ist meine Meinung. Aber die gnädige Frau kann das nicht einsehen. Sie will, die Götzen sollen Eier suchen, genau wie in früheren Jahren. Na, was soll unsreimer dazu sagen?"

Und sie schürte das Feuer, daß die Funken stoben! Anne-Marie lächelte und entzog sich der Glut... Sie stieg hinauf in ihr Zimmer und wollte sich mit einer Handarbeit beschäftigen. Doch merkwürdig, sie fühlte sich von einer inneren Unruhe erfasst, daß sie nach wenigen Minuten das Stridzeug hinwarf und nach Hut und Jacke griff, um einen Spaziergang zu machen. Die Luft würde ihr gut tun, meinte sie...

Und als sie im Freien stand, schlug sie unbewußt den Weg nach dem Walde ein.

Schön und still war es im Forste. Zuerst kam sie durch eine Schonung. Gerade und aufrecht; fast wie artige Kinder, die im Sonntagskleidchen stehen, standen die jungen Tannen und spreizten sich stolz in fraulen, grünen Kleidern. Aber den weichen Teppich des Waldbodens huschten die Amseln in ihren schwarzen Röschchen! An den Haselstauden hingen lange, schwante Zweiglein, die im Sonnenstrahl schön goldgelb schimmerten. Und dort an den braunen Zweigen der Weiden zeigten sich dicht aneinander gedrängt die silbrigen Köpfe ihrer Käzchen. Träumerisch und doch mit offenen Augen ihre Umgebung und damit zugleich deren Schönheit, die sich darin offenbarte, wahrnehmend, schritt die junge Frau auf dem schmalen Pfade dahin. Ihre halb geöffneten Lippen sahen begierig die weiche und doch so kräftige Luft ein, die erfüllt war mit dem Atem des jungen Frühlings. Am feuchten Grabenrande duftete es von Beilchen.

Auch durch ihre Adern rann es wie ein starker Strom neuerwachter Lebensenergie. Ein heißes Glücksgefühl schwellte ihr Herz. Unwillkürlich redte sich ihre schlanke, bieglame Gestalt. Ihre Augen leuchteten. Sie freute sich der sonnenhellen Stunde. Dieser sonnig heitere Festheilgabend erschien ihr wie ein Gottesgeschenk, das so recht dazu angetan war, das langersehnte Auf-erkehungsfest einzuleiten!

Und plötzlich dachte sie an einen andern, an jenen, der nun drei Jahre zurücklag und der dann ihr Verlobungstag werden sollte. Auch damals, ungefähr zu der gleichen Stunde, war sie durch den Wald gegangen; Willi entgegen, der sich zum Fest an-gefragt hatte. Damals war er etwas früher eingetroffen, als sie nach seinem Bericht angenommen hatte. Sie war nämlich noch

gar nicht an das Bahnhofsgelände gelangt, als sie an einer Wegbiegung plötzlich Willi erblickt hatte.

Dort drüben an dem Erlengebüsch war er ihr entgegengetreten. Dort drüben! Ja — und da — stand — stand jemand — und dieser Jemand — Herr des Himmels, narreten sie ihre Augen? Oder was war das mit ihr? Das war — ja — das war doch Willi, den sie erblickte. Willi in seiner grauen Uniform!

Und der Arm — der Rechte — was war mit dem Arm? Der hing in einer schwarzen Vinde! Mit einem leichten Aufschrei stand Anne-Marie vor der breitschultrigen Männergestalt, in der sie ihren Gatten erkannte. „Willi,“ rief sie. „Willi, du? Wo kommst du her?“

Der junge Arzt aber sah sie merkwürdig prüfend mit seinen großen Augen an, die tief und dunkel umrandet in dem schmal gewordenen bärtigen Gesichte lagen. Darin suchte es plötzlich. „Ich?“ fragte er. „Ich komme aus Frankreich, aus dem Lazarett, du weißt doch, in dem ich so lange gearbeitet habe. Ich —“

„Du bist verwundet,“ rief sie, ihn unterbrechend, „dein Arm hängt in der Vinde.“ Ihre Hände suchten bei diesen Worten angstvoll die seinen. Er aber schüttelte abwehrend den Kopf.

„Das hat nichts auf sich,“ meinte er, „ist nur eine Quetschwunde, für die ich dem Schicksal dankbar sein muß. Denn ohne diese, siehst du, ich meine, ohne zwingenden Grund hätte ich es doch vielleicht nicht mit meiner Pflicht in Einklang bringen können, meine Kranken zu verlassen und wie ein Schulbube in die Ferien zu gehen. Da ich aber die Hand sowieso einige Tage nicht gebrauchen kann, war ich sehr schön abkömmlich. Und ich — ach, ich bin ja so unbeschreiblich glücklich darüber...“

Wieder ließ ein Zucken über das bärtige Gesicht. „Du hast mir noch gar nicht die Hand gegeben, Anne-Marie“, sagte er.

Und als sie ihm diese reichte, zog er sie durch den gesunden Arm. Sie wurde rot.

„Bist du mir böse?“ fragte er. Sie schüttelte das Haupt, sah ihn an und dann wanderten sie gemeinsam durch den knospenden Wald. Und mit ihnen ging der Frühling!

„Anne-Marie, wolltest du mir entgegengehen?“ fragte er nach einer kleinen Pause. „Wußtest du um meine Ankunft?“

„Nein, wie sollte ich?“ entgegnete sie. „Ich hatte keine Ahnung, daß du eintreffen würdest.“

„Ach so, Mama hatte dir also nichts verraten“, fragte er. „Meine Ankunft sollte für dich eine Überraschung sein. Übrigens Anne-Marie,“ fuhr er fort, seine hohe Gestalt neigend, so daß sein Gesicht fast das ihre streifte, „Mama weiß ganz genau, wie es um uns steht. Ich habe ihr neulich direkt geschrieben und sie auch um ihre Meinung in bezug auf dich gebeten.“

„Du hast dich hinter meinem Rücken mit der Mutter über mich ausgesprochen?“ fragte Anne-Marie, deren Gesicht allmählich purpurn erglühete. „Was wolltest du eigentlich über mich wissen?“

Der junge Arzt war stehen geblieben. „Ja, siehst du Kind,“ sagte er, „in den letzten Monaten hat unsereiner schwere Arbeit gehabt und nicht Zeit zum Denken gefunden. Aber nachts, weißt du, in den so kurz bemessenen Stunden des Schlafes, habe ich oft, ach so oft von dir geträumt. Da trat mir dein liebes Bild klar und deutlich vor die Seele. Da sah ich dich als übermütiges Kind, als Mädchen, als meine Braut und vor allem sah ich dich in der ersten schönen Zeit unserer Ehe. Wie glücklich waren wir doch damals, ehe die vielen kleinen Völkchen kamen, die unser Glück allmählich mit ihren Schatten verdunkelten. Und —“

„Und?“ fragte sie, als er plötzlich schwer atmend einhielt. Da warf er den Kopf zurück und — ihre Hand mit festem Druck umspannend, sagte er: „Meine Mutter sollte mir einen wichtigen Bericht erstatten. Ich stellte die Frage, ob sie glaube, daß deine Zuneigung zu mir gänzlich erloschen sei. Und sie — ach dummes Zeug, Anne-Marie,“ unterbrach er sich, „was soll das alles? Ich kann dir ja selbst alles sagen. Und nun antworte mir: Ist deine Neigung zu mir, die aus den Tagen unserer Jugend stammt, wirklich ganz und gar in dir erloschen? Kann unser schönes, reines Glück, das in dem Grabe kleinlicher Mißverständnisse ruht, oder zu ruhen schien, nicht auch eine Auferstehung feiern? Sprich, ist deine Liebe wirklich tot?“

Anne-Marie hob langsam den blonden Kopf. Da stand er vor ihr, der Mann, dem ihre Jugend gehört hatte, den sie geliebt hatte, von Kindheit an. Und dieser hatte sie mit erlebt, die große, furchtbare Zeit, die über das Vaterland heraufgezogen war und hatte an seinem Teil mit daran geholfen, die Wunden zu heilen, die der Krieg geschlagen.

Da brach aus ihren Augen ein ernster, heller Glanz, aus dem ein starkes, tiefes Empfinden sprach. Und dies Gefühl sprengte mit Macht den Niegel, der über ihrem Herzen lag. Weich quoll es in ihr auf. Ihre Liebe war nicht erloschen, das wußte, das fühlte sie in diesem Augenblick in lebendigster Erkenntnis. Was sollte die Frage seiner bebenden Lippen: „Ist sie tot?“

Da sanken ihre Augen, sie hob die Arme. „Nein, nein, sie lebt, sie lebt“, jauchzte sie auf. Er aber zog sie an sein Herz und Seite an Seite wanderten sie durch den Wald, der erfüllt war mit dem Zauber neu erwachten Lebens...

Ein schlauer Untersuchungsrichter.

Der badische Untersuchungsrichter Freiherr Landolin von Blittersdorf in Karlsruhe wurde wegen seiner großen Klugheit von den Spitzbuben besonders gefürchtet; bei der Bevölkerung war er durchaus populär. Einmal hatte er es mit einer durch Indizien belasteten Wilderer-Gesellschaft zu tun, von der einer hartgesottener und gerissener war als der andere, und deshalb gedachte der Landolin, wie er seines ungewöhnlichen Vornamens wegen kurz und vertraulich genannt wurde, sich beim entscheidenden Verhör zunächst einmal den abgebrühtesten Spitzbuben nach der väterlichen Methode zu kaufen, die darin besteht, den Angeklagten mit väterlichen Worten zu ermahnen alles zu gestehen, den Richtern ihre Pflicht zu erleichtern und sie als Beichtiger zu betrachten, denen man alles sagen müsse. Er sagte also zu dem am meisten belasteten Wilderer: „Hannes, mache dir dein Gewissen leicht und sag's grad, wie's ist!“ Da kam aber Landolin schön an.

„Ja, wir waren's ja gar net“, beteuerte der Hannes ein über das andere Mal und die übrigen Angeklagten machten es genau gerade so, als sie alle miteinander im Zimmer des Untersuchungsrichters vorgeführt waren.

Da klopfte Landolin seine Akten zu und sagte mit seiner näselnden Stimme: „Mit euch ich net z'mache! Nacht, daß ihr weiter kommt und nehmt euch eure Gewehre!“

Und richtig liefen die hochaufatmenden Kerle auf einen seitwärts stehenden Tisch zu, um sich ihre im Wald versteckt aufgefundenen Gewehre herauszusuchen.

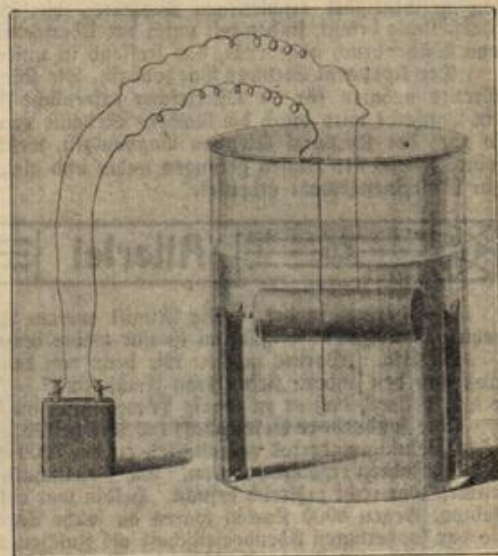
Da aber reckte sich der Landolin in seiner vollen Größe und rief mit Donnerstimme: „Halt, hab' ich euch jetzt, ihr Teufelskerle!“

Zeitvertreib

Ein rätselhafter Zylinder.

Zu dem nachfolgenden Versuch braucht man eine kleine Stromquelle, also irgendein galvanisches Element, eine Akkumulatorenzelle — auch eine jener kleinen Batterien für elektrische Taschenlampen, die man ja überall zu kaufen bekommt, tut es —, und nun stellen wir uns folgende Vorrichtung her: Wir lösen in Wasser kristallisiertes Kupfervitriol, so daß eine ziemlich konzentrierte Lösung entsteht, und füllen sie in ein Glas. Dann nehmen wir ein dünnes Kupferblech, fertigen daraus, indem wir es entsprechend biegen, einen kleinen Zylinder an, verschließen seine beiden Grundflächen durch gut passende Deckel aus Holz oder Hartgummi oder irgendeinem sonstigen möglichst leichten Material. Die Hauptsache ist nämlich, daß der Zylinder und alles, was mit ihm in Verbindung steht, möglichst leicht sei, also dünnes Blech, dünne Deckel auf die Grundflächen usw. —

Nun ordnen wir den Zylinder in der Kupfervitriollösung derart an, daß er vollständig hineintaucht und sich leicht dreht. Dazu müssen wir allerdings durch seine Grundflächen eine Achse legen, die aus einem der dünnen Glasstäbchen bestehen kann, das sich in zwei Achslagen dreht. Als solche nehmen wir zwei Stücken Hartgummi, die wir in das Glas stellen und oben mit kleinen dreieckigen Ausschnitten versehen, auf die der Glasstab gelagert wird. Der Zylinder hängt oder liegt nun frei und leicht beweglich in der Kupfervitriollösung. Nun binden wir an den einen Pol unserer Taschenbatterie einen Kupferdraht an und ebenso an den anderen. Die freien Enden dieser Kupferdrähte versenken wir derart in das Glas, daß sie sich in der Richtung des Durchmessers genau gegenüberstehen und daß der Zylinder genau senkrecht zu ihrer Verbindungslinie zu liegen kommt. Damit sind unsere Vorbereitungen fertig. Nun brauchen wir nur noch zu beobachten. Was wir zu sehen bekommen, wird uns in Erstaunen setzen. Der Zylinder beginnt nämlich plötzlich, sich ganz von selbst zu drehen, und er setzt seine Drehungen unentwegt fort, solange Strom durch die Flüssigkeit



hindurchfließt. Warum und weshalb? Dieser in seinen Grundzügen von Dr. Weiss angegebene Versuch zeigt uns das Wesen der Elektrolyse, also der chemischen Zersetzung bestimmter Lösungen durch den elektrischen Strom. Wenn wir den Strom durch eine Lösung von Kupfervitriol hindurchsenden, so wird diese zersetzt. Es wird Kupfer abgeschieden, das dort, wo der Strom wieder aus der Flüssigkeit herausgeht, abgelagert wird. Hängen wir daher die beiden Drähte allein in die Lösung, so wird sich an dem einen alsbald eine aus Kupfer bestehende Verdickung bilden. Legen wir aber auch noch den Kupferzylinder hinein, so geht der Strom auch an ihm entlang. Er wird also auch auf der einen Seite des Kupferzylinders Kupfer ablagern. Genau soviel Kupfer, wie an der einen Seite abgelagert wird, wird aber an der anderen gelöst. Infolgedessen wird der Zylinder auf der einen Seite immer schwerer, auf der anderen hingegen immer leichter. Er fängt also an, sich zu drehen, da ja die schwere Seite das Bestreben hat, nach unten zu sinken. Dadurch kommt die darüber liegende Stelle an den Ort, wo der Strom vom Zylinder wieder in die Flüssigkeit austritt, und es wird sich nun hier Kupfer ablagern, während jetzt eine neue Stelle leichter wird. Infolgedessen geht die Drehung immer weiter. Daß ein derartig schwacher Strom, wie ihn ein kleines Taschenelement liefert, die Drehung hervorbringt, ist außer der Kupferabscheidung auch noch einem anderen Umstand zu verdanken. Wir haben die Kupfervitriollösung möglichst konzentriert gemacht, obgleich man sie für derartige Zwecke sonst verdünnterherzustellen pflegt. Da aber Kupfer ein ziemlich hohes spezifisches Gewicht hat, so erreichen wir dadurch, daß der Kupferzylinder trotz seines hohen spezifischen Gewichts nahezu schwimmt. Jedenfalls übt er keinen hohen Druck auf seine Drehachse aus. Infolgedessen genügt auch schon die geringste Beschleunigung auf der einen Seite, um ihn in Umdrehung zu versetzen, die für alle, die mit dem Wesen der Elektrolyse nicht vertraut sind, etwas sehr Rätselhaftes darstellen.



Ein Opfer der schlechten Landstraßen in Polen.

Staatsverfälschung dem Kammerfeuer übergeben, lebte aber als Botschafter und Staatsrat selbst unter der französischen Revolution noch fort. Ob die Mode wohl jemals wieder auf diese Kopfverunstaltung verfallen wird? C. S.

Gemeinnütziges

Die Hausfrau im April. In diesem Monat kann die Hausfrau wieder ein leckeres Gericht auf den Tisch bringen: den Lammbraten, das Lammfleisch ist nämlich zart, sehr saftig und aromatisch. Auch das Fleisch der jungen Ziege ist bestens zu empfehlen und wird besonders in Süddeutschland bevorzugt und in sorgfältigster Weise zubereitet. Die junge Taube bereichert ferner unsere Fleischspeise. Auch das Wachhuhn kommt schließlich auf den Tisch. Gemüse gibt es schon reichlicher. Spinat, Radieschen, Kopfsalat und Karotten liefert der heimliche Garten, während Blumentohl in sehr großen Mengen aus dem Süden zu uns herüber kommt. Die Kirschenbäume liefern die wohl-schmeckende Morelle und den herrlichen Waldmeister. Jede Hausfrau findet somit reichlich Gelegenheit, die Mahlzeiten jetzt abwechslungsreich und pikant zu gestalten. Zu den Tafelfreuden kommen aber noch die Osterfreuden. Wieder ist es die Hausfrau, welche die Festfreude erhöht, indem sie mit dem Osterhasen einen Bund schließt. Wie aus einfachen Hühnereiern schöne Oftereier gemacht werden können, weiß jede Hausfrau und sie sieht nicht selten ihren Stolz darin, recht schöne, bunte Eier, mit allerlei Reimen und Namen verziert, herzustellen. — Wenn nun das Wetter schöner wird, so daß die Winterkleidung vollständig beiseite gelegt werden kann, muß die Hausfrau wieder darauf bedacht sein, daß diese gut „eingemottet“ wird. Die geringste Fahrlässigkeit bei der Verwahrung der Winterkleider rächt sich nicht selten schwer durch Mottenfraß. Darum ist es notwendig, in die Winterkleider Mottenschutzmittel zu streuen und sie in einem guten Schrank aufzubewahren. Es empfiehlt sich jedoch auf alle Fälle, sie öfter nachzusehen und zu klopfen. D. B.

Aröpfertauben lassen sich nur dann mit gutem Erfolge züchten, wenn sie viel Bewegung haben, öfter gefüttert werden als andere Tauben, aber jedesmal nur knappe Portionen erhalten. **In diesem Frühjahr gepflanzte Rosen** läßt man am besten noch eine Zeit mit Erde bedeckt liegen. Dadurch wird verhindert, daß das Holz schrumpft. Die Knospen treiben dann sicher aus. **Frühgepflanzte Angelazien** schneidet man stark zurück, damit sich bald wieder frische Triebe entwickeln und so die Kugelform leichter gewahrt bleibt. Wird der Schnitt unterlassen, so bleiben die Triebe nur schwach und beeinträchtigen die Form in den ersten Jahren nach der Pflanzung.

Auflösung.

P	O	L	Y	P
H	A	R	F	E
M	I	L	C	H
D	I	R	T	E
G	E	I	G	E

Unsere Bilder

Ein neues Bildnis Bismarcks können wir unsern Lesern zur Erinnerung an den hundertjährigen Geburtstag des Fürsten (1. April d. J.) bieten. Es stammt von dem Barmer Maler Professor Ludwig Fahrenkrog und zeigt die Redengestalt des großen Reichstanzlers, dessen stolzes Erbe es jetzt zu verteidigen gilt, leicht an eine knorrige Eiche gelehnt, das Auge ernst und heftig in die Ferne gerichtet. Auf einer im Türmer Verlag in Stuttgart erschienenen Postkarte, die das Bildnis in farbiger Darstellung bringt, finden wir unter der Überschrift „Er lebt!“ ein Gedicht von Wildenbruch abgedruckt, das treffend in unsere Zeit paßt.

Der Korporal Stephan Baghyovszky. Die Kämpfe an der ungarischen Grenze nehmen für die Ofterreicher erfreuliche Fortschritte, und manch ein Tapferer wird durch die Goldene Medaille vom Kaiser ausgezeichnet; so auch der Korporal Stephan Baghyovszky, welcher mit nur 70 Leuten seines Zuges 219 Russen gefangen nahm und gleichzeitig 9 Kanonen und ein Maschinengewehr erbeutete.

Allerlei

Gut herausgeredet. „Die Mitgift meiner Tochter ist aber schnell dahingeschmolzen!“ — „Daran ist nur meine heiße Liebe schuld!“ **Abhilfe.** „Warum machen Sie denn von den Knödeln einen immer groß und den andern klein, Frau Nachbarin?“ — „Weil mein Mann sich immer beklagt, daß er zu wenig Abwechslung im Essen hat!“

Eine sonderbare Gesellschaft hat in Sheffield der Besitzer eines öffentlichen Belustigungsortes veranstaltet, zu der 2000 Einladungen an Frauen über 60 Jahren ergangen waren. Die Gesellschaft, bei der zuletzt gefantzt wurde, war recht zahlreich besucht. Geldin war eine rüstige Dame von 99 Jahren. Gegen 5000 Karten waren an solche Damen abgegeben worden, die der sonderbaren Abendgesellschaft als Zuschauer beivohnen wollten.

Perücke und Zopf. Trotzdem die Perücke auf der Synode zu Utrecht, Geldern, Amsterdam usw. als ein Werk des Satans in den Bann getan wurde, fand diese Mode sowohl als dickerlockige Quarreperücke ihren Rang bis in des „Heiligen Römischen Reiches Streusandbüchse“, so daß wir sie zur Zeit des Großen Kurfürsten auf den Häuptern der Berliner Männerwelt erblicken, und zwar hier und da in Exemplaren, die nicht selten 2-300 Taler gekostet hatten. Um diesem Luxus einen Damm entgegenzusetzen, führte man eine Perückensteuer ein, nach welcher jedes derartige Lockengebäude abgestempelt und versteuert werden mußte und den Steuerbeamten sogar das Recht zustand, auf offener Straße den Trägern die Perücke abzunehmen und nach der Steuermarkte zu sehen. Dieses Unwesen hörte endlich auf, als König Friedrich Wilhelm I. seine

Logogriff.

Vom Wandler wird's mit a erhofft,
Mit o klebt es dem Rechner oft.
Es kann mit einem o nicht beissen,
Und dennoch frisst es Stahl und Eisen.
Lina Ehrlich.

Charade.

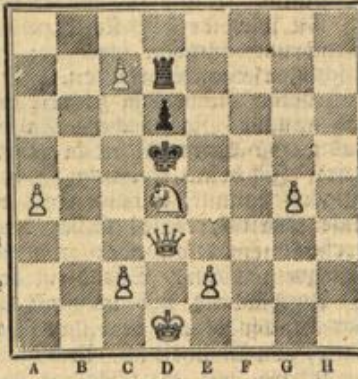
Die erste der Flüssigkeiten
Wird in dem Erken die genannt.
Das andre pflückt zu Sommerzeiten
Im Blumengarten deine Hand.
Das Ganze steht, als Blümlein
Am Weg, am Berg, am Ackerain.
Julius Fald.
Auflösung folgt in nächster Nummer.

Auflösung des Bilderrätsels:

Ein Andenken von der Reise.
An der Kante von unten links nach
rechts lese man alle Buchstabenpaare, die
gegenüber den kurzen Wälfen des Edel-
weiss stehen, und dann erst in gleicher
Runde die Buchstabenpaare bei den langen
Wälfen. — Es ergeben sich die Worte:
„Ein Fernengruß aus den Bergen!“

Problem Nr. 127

Von W. A. Schifman.
Deutsches Wochensach, 1913.
Schwarz.



Auflösung des Homonymis in voriger Nummer: Kiel.

Alle Rechte vorbehalten.